

SERIES
ANTIQUITAS · BYZANTIUM · RENASCENTIA

Herausgegeben
von
Zoltán Farkas, László Horváth und Tamás Mészáros

TOM. XLVII



EC-Beiträge zur Erforschung
deutschsprachiger Handschriften des Mittelalters
und der Frühen Neuzeit

Begründet vom Germanistischen Seminar
des Eötvös-József-Collegiums

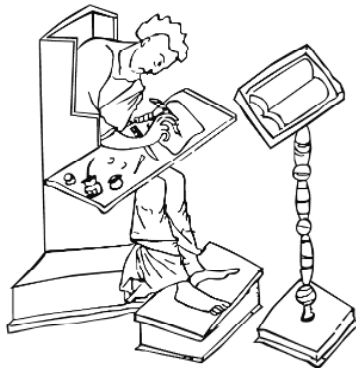
Reihe I
Konferenzbeiträge und Studien

Band VI
Beiträge der Tagung
Quelle und Deutung VI
am 27. November 2019

Eötvös-József-Collegium
Budapest · 2021

Quelle & Deutung VI

Beiträge der Tagung
Quelle und Deutung VI
am 27. November 2019



Herausgegeben
von
Balázs Sára

Eötvös-József-Collegium
Budapest · 2021

Herausgegeben im Rahmen des vom Nationalen Forschungs-,
Entwicklungs- und Innovationsbüro geförderten NKFIH-Forschungsprojekts
NN 124539 und des vom Ministerium für Nationale Ressourcen unter-
stützten Projekts für ungarische Fachkollegien NTP-SZKOLL-21-0011



Die dem Band zugrunde liegende internationale Tagung wurde vom
Österreichischen Kulturforum Budapest unterstützt.

osztrák kulturális fórum^{bud}

© Eötvös-József-Collegium und die einzelnen VerfasserInnen, 2021
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung mit freundlicher Genehmigung
der Österreichischen Nationalbibliothek unter Verwendung
von Codex 1775, Folio 58v (Ausschnitt)

Verantwortlicher Herausgeber:
Dr. László Horváth, Direktor des ELTE Eötvös-József-Collegiums
Anschrift: ELTE Eötvös-József-Collegium
H-1118 Budapest, Ménési út 11-13

ISBN 978-615-5897-47-4
HU ISSN 2064-969X

Druck:
CC Printing Szolgáltató Kft.
1118 Budapest, Rétköz u. 55/A, fsz. 4
Gesetzliche Vertreterin: Ilona Szendy

Inhaltsverzeichnis

Regina Cermann (Wien)

Ohne Anfang und Ende: Zum fragmentarischen Andachts- und Gebetbuch Cod. 102/3 in der Stiftsbibliothek St. Paul im Lavanttal

· Seite 15 ·

Ausgerechnet die erste und die letzte Seite von Cod. 102/3 in der Stiftsbibliothek von St. Paul im Lavanttal sind so übel zugerichtet, dass der Text darauf nicht mehr zu lesen ist. Trotzdem ist eine Textidentifizierung leicht möglich, da der kleine Band einen reich illustrierten Passionszyklus enthält, in dem das Prozessgeschehen außerordentlich detailliert geschildert wird. Diese ikonographische Besonderheit begegnet auch in einem Frankfurter Ge-

betbuch, über das man zu weiterer Parallelüberlieferung gelangt. Insgesamt lassen sich fünf Codices anführen, die den mit Bildern konzipierten, anonym tradierten, aus unterschiedlichen Quellen zusammengeführten Zyklus, der womöglich eine Übersetzung aus dem Lateinischen darstellt, kontextbedingt in unterschiedlicher Länge präsentieren. Zum Schluss wird noch auf die Datierung von Cod. 102/3 eingegangen.

Christine Glaßner (Wien)

Eine übersehene Quellengattung. Bemerkungen zu den deutschsprachigen Professurkunden des 15. Jahrhunderts im Benediktinerstift Melk

· Seite 67 ·

Der Beitrag befasst sich mit der bisher wenig beachteten Quellengattung Professurkunde (Professzettel) anhand von Beispielen aus dem Stiftsarchiv Melk, die in Transkrip-

tion und Abbildung vorgestellt werden. Besondere Berücksichtigung findet die Ausformung des auf der Benediktsregel gründenden Worlautes der Professurkunde in der Melker Re-

formbewegung des 15. Jahrhunderts. Angesprochen wird schließlich auch der Quellenwert der Gattung für die

prosopographische, paläographische und dialektgeographische Spezialforschung.

Márta Vass (Budapest)

**Zur Frage der intentionalen Zusammenstellung von
Sammelhandschrift Ms. 66 der Diözesanbibliothek St. Pölten**

· Seite 77 ·

Den Gegenstand der Forschung, deren Grundfragen und Konzept in der vorliegenden Studie präsentiert werden, bildet die Sammelhandschrift Cod. 66 der Diözesanbibliothek St. Pölten. Im Fokus des Beitrags steht die Erschließung der dem Aufbau des Kodex zugrunde liegenden Prinzipien, wobei die Untersuchung durch den Umstand besondere Relevanz erlangt, dass die Kontinuität der in Cod. 66 überlieferten ‚Opusculum tripartitum‘-Fassung durch zwei „fremde“ Texte un-

terbrochen wird, die ursprünglich nicht zum von Johannes Gerson verfassten Werk gehören. Neben den bisher erarbeiteten Modellen zur Beschreibung und Klassifizierung von Sammelhandschriften werden daher auch neuere Forschungsergebnisse zum sich verändernden Werkbegriff herangezogen. Da in Bezug auf die Gesamtstruktur der Handschrift vor allem die Untersuchung der Materialität erste bedeutsame Ergebnisse liefern kann, wird im Beitrag auf diesen Aspekt besonderer Wert gelegt.

Katrin Janz-Wenig – Maria Stiegler – Maria Theisen (Wien)

**Ein Codex, zwei Städte, drei Königreiche.
ÖNB, Cod. 2828 und der Versuch einer Einordnung**

· Seite 97 ·

Im Zentrum des Beitrags steht der Codex 2828 der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien. Die im Beitrag gebotenen Untersuchungsergebnisse zum überlieferten Inhalt, zur Schrift, zum Buchschmuck und

zu den Papierwasserzeichen bieten neue Erkenntnisse über die Entstehung und Herkunft nicht nur dieser einzelnen Handschrift, sondern von dieser ausgehend sogleich einer ganzen Handschriftengruppe.

Tünde Katona (Szeged)

„...ob man sich ... Stammbücher zulegen müsse“.
Ein früher wegweisender Essay von Theodor Lebrecht Pitschel
über Freundschaftsalben (1743)

· Seite 131 ·

Der Beitrag befasst sich mit dem im 18. Jahrhundert populären und wirkungsmächtigen Essay von Theodor Lebrecht Pitschel über die Stammbücher, der dank der rasch weitverbreiteten Zeitschrift *Belustigungen des Verstandes und des Witzes*, in der er veröffentlicht worden ist, sogar in den Stammbuch-Artikel im Zedlerschen *Universallexikon* Eingang gefunden hatte. Pitschels Text ist als kunstvoller Umgang mit der Sprache sowie als ein leidenschaftlich formulierter Appell an die Leser zu würdigen, den um die Mitte des Jahrhunderts im Leipziger Geistesleben sich abzeichnenden Änderungen entgegenzutreten. Die als die

„Sächsische Aufklärung“ apostrophierte Periode innerhalb der „langen“ Aufklärung dauerte bis in die 60er Jahre des 18. Jahrhunderts, Gottscheds Poetik und Sprachnormierung, in deren Mittelpunkt nach wie vor die Opitzsche Vorstellung von einer deutschen Nationalliteratur stand, galten als unumstrittener Orientierungspunkt. Aus der Sicht der Stammbuchforschung ist Pitschels konservativ angelegter Essay ein aufschlussreicher Text, in dem eine Quelle (das Stammbuch) für Zwecke instrumentalisiert wird, die ein viel schwerwiegenderes Anliegen hatten als die Schelte auf die Stammbücher.

Péter G. Molnár (Budapest)

Euer Majestät... – Die Korrespondenz zwischen
Kaiser Josef II. und der Oberin Clara Anger

· Seite 151 ·

Nach dem Aufhebungsbeschluss Josefs II. erhielten im Jahre 1785 die Elisabethinen das Franziskanerkloster in der Ofener Wasserstadt. Achtzehn Nonnen zogen auf kaiserliche Verordnung aus Wien nach

Ofen, um im Klostergebäude ein Krankenhaus für Frauen einzurichten und zu betreiben. Wie die Nonnen ihr Leben in einer fremden Stadt gestalteten, wie sie ihren Dienst versahen und mit welchen Problemen

sie dabei konfrontiert wurden, geht u.a. aus der Korrespondenz zwischen Kaiser Josef II. und der ersten Oberin Clara Anger hervor. Die

neun Briefe der Korrespondenz gewähren einen einzigartigen Einblick in das Leben eines monastischen Ordens am Ende des 18. Jhs.

Klára Berzeviczy (Budapest)

Der Nachlass eines Zipser Dichters.

Ein erster Überblick

· Seite 165 ·

Friedrich Lám (Kesmark, 1881 – Budapest, 1955) ist einer der bekanntesten Schriftsteller der Zipser Sachsen. Neben seiner Tätigkeit als Gymnasiallehrer war er bekannt als Übersetzer ungarischer literarischer Werke, vor allem diverser Gedichte. Er veröffentlichte mehrere eigene Gedichtbände. In seinem Nachlass befinden sich einige unveröffentlichte Prosawerke, Übersetzungen und Gedichte, daneben Zeitungsausschnitte mit veröffentlichten Gedichten, lite-

rarischen Übersetzungen und Feuilletons. Er führte auch einen lebhaften Schriftverkehr mit verschiedenen Persönlichkeiten seiner Zeit, darunter mit vielen Zipser Gelehrten und Vertretern des Ungarndeutschtums wie Jakob Bleyer, mit der Schriftstellerin Ella Triebnigg-Pirkhert und mit ungarischen Gelehrten, Literaturmäzenen und Schriftstellern wie Béla Pukánszky, Kornél Divald, Béla Vikár, Lajos Harsányi und Baron Ludwig Hatvany-Deutsch.



„...ob man sich ...
Stammbücher zulegen müsse“.
Ein früher wegweisender Essay von Theodor
Lebrecht Pitschel über Freundschaftsalben (1743)

von Tünde Katona

Während der Arbeit an der Erstellung einer Sammlung von Hungarica-Einträgen und -Alben¹ erhob sich schnell die Frage, ob und wie sich die mehr oder weniger bekannte Entwicklung der Quellensorte im Laufe der Jahrhunderte auch durch dieses Korpus repräsentiert wird. Inzwischen sind zahlreiche Fallstudien anhand unseres Materials entstanden, und so liegt es in der Natur der Sache, dass man zwar schon über gut umrissene Tendenzen berichten, nicht aber von einer abgeschlossenen Arbeit sprechen kann. Die Zahl der bearbeiteten Einzelnotate wächst täglich, das Ende ist jedoch nicht in Sicht. Der Grund dafür liegt darin, dass das Quellenmaterial immer noch nicht als übersichtlich bezeichnet werden kann. Das kann in dieser Form behauptet werden, obwohl in den vergangenen Jahrzehnten auch das öffentliche Interesse an den Stammbüchern gewachsen ist, was bekanntlich förderlich sein kann, um bisher verborgene Schätze ans Tageslicht zu fördern. (So z. B. wurden wir erst kürzlich wieder auf zwölf Hungarica-Einträge aufmerksam gemacht, die in einem Album aus dem 16. Jahrhundert mit über 300 Einträgen neue Einblicke in die Entwicklung der Quellensorte „Stammbuch“ bieten.)²

1 In der Datenbank „Inscriptiones Alborum Amicorum“ (kurz: IAA) werden sogenannte Hungarica (Einträge sowie ganze Stammbücher) aus drei Jahrhunderten (16.–18. Jh.) gesammelt und vollständig erschlossen: <http://iaa.bibl.u-szeged.hu/index.php?page=home&subpage=&letter=&lang=de> (DOI: 10.14232/iaa).

2 Es handelt sich um das ‚Liber amicorum‘ von Johann Joachim Prack von Asch, einem Militärattaché im diplomatischen Dienst Kaiser Rudolphs II. in Konstantino-

Seit den frühen 1980er Jahren hat die von der Germanistik bis dahin nur wenig beachtete Überlieferungsform des *Album amicorum* eine bemerkenswerte „Karriere“ als Gegenstand wissenschaftlicher Analyse, Systematisierung und Auswertung erlebt. Die Stammbücher werden mit ihrem Reichtum an prominenten Einträgern des 16. und 17. Jahrhunderts von den Museen und Archiven als Vorzeigeschätze betrachtet und als Digitalisate im Netz öffentlich zugänglich gemacht. Alben des 18. Jahrhunderts dagegen bilden zwar vielfach den Gegenstand von universitäts- und studentenhistorischen Darstellungen, von diskursgeschichtlichen, familienkundlichen oder prosopographischen Untersuchungen, werden aber nur selten Gegenstand literaturwissenschaftlicher Auswertung. Letzteres schuldet sicherlich auch dem Umstand, dass weder die Stammbücher als solche noch die darin enthaltenen Texte an sich Eingang in die frühen dichtungstheoretischen Diskurse gefunden haben. Aus deren Sicht kamen das *Album amicorum* (Medium) und seine Einträge (Texte) keinem herkömmlichen Zugangsinteresse entgegen, ja bis über die Barockzeit hinaus fehlte es daran in den sonst autoritativen Formelbüchern. Erst die neue literarische Öffentlichkeit Mitte des 18. Jahrhunderts schenkt dieser Sammelform Aufmerksamkeit, und auch dann, wie wir sehen werden, nicht unter dem literarästhetischen Aspekt, vielmehr unter dem Gesichtspunkt des „Moralisch-Sittlichen“. Dies ist nachvollziehbar, denn auch das Zugangsinteresse der Stammbuchbenutzer orientierte sich vor allem an dem praktischen Nutzen des Erinnerns und weniger an den inskribierten poetischen Zitaten. Nichtsdestotrotz bediente man sich während der jahrhundertelangen Geschichte der Stammbuchpraxis über die einschlägigen Bibel- und rhetorisch-didaktischen Texte hinaus zunehmend auch poetischer Texte, und daher scheint die Frage umso spannender zu sein, inwieweit die herkömmlich eher rekommandierend eingesetzten Einzelnotate auf die literarische Öffentlichkeit räsonierten. Es steht natürlich außer Frage, dass man mit der Stammbuchpraxis primär

pel (Laufzeit: 1587–1612). Das Album enthält für den adelig-aristokratischen Gebrauch typische Einträge aus Wappen, Motti, knapper oder etwas ausführlicher formulierte Widmungstexte, aber auch allegorische und emblematische Darstellungen, Gedichte in Kalligraphie sowie figürliche Aquarelle. Mehr zum Halter in Müller 2006: 265.

einem pragmatischen Verwendungszweck folgte, dass man gegebenenfalls aber auch den dabei zitierten literarischen Zitaten eine bestimmte Funktion zumaß.

Bei der Frage, die in diesem Kontext interessiert, nämlich was die frühen Reflexionen auf die Stammbücher über die Quellensorte aussagen und was in deren Fokus stand, nahm ich einen Essay zur Hand, den zwar Werner Wilhelm Schnabel bereits 2009 ausgewertet hat,³ der aber im Kontext der Präzisierung der formalen Ausgestaltung und der Entwicklung der Quellensorte Stammbuch von großer Bedeutung ist. Es handelt sich um Theodor Lebrecht Pitschels ‚Gedanken über die Stammbücher‘.

Der auch von Schnabel als Stammbuch-Schelte apostrophierte Aufsatz des Theodor Lebrecht Pitschel bietet die Grundlage für die folgenden Überlegungen. Zunächst seien aber der heute weitestgehend vergessene Pitschel und sein Aufsatz im Zusammenhang mit den literarästhetischen Diskursen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts vorgestellt.

1 Der Essay

Der Essay⁴ erschien im Jahre 1743 in der Zeitschrift ‚Belustigungen des Verstandes und des Witzes‘ (im Folgenden: ‚Belustigungen‘) in drei Folgen zwischen März und Mai. Der Gründer der Zeitschrift war Johann Joachim Schwabe (1714–1784), ein Anhänger Gottscheds, selbst als Bibliothekar, Philosoph und Übersetzer tätig. Das Organ bot kritische und belletristische Beiträge und war sehr schnell sehr populär geworden.⁵ Diesem

3 Schnabel 2009, 47–73.

4 Pitschel 1744. Die Seitenzahlen nach den im Folgenden angeführten Zitaten beziehen sich auf diese Ausgabe.

5 Aus den folgenden Zitaten aus Schwabes Vorwort zum ersten Band der ‚Belustigungen‘ gehen zwei Grundsätze des Unternehmens hervor: „... Kurz, alle Gestalten, worinnen sich nur der Witz zeigen kann, ohne der Vernunft lächerlich zu werden; und alle kleine Werke, welche der Verstand nur hervorbringen mag, ohne sich pedantisch dabey zu erweisen, sollen allhier einer gütigen Aufnahme und Fürsorge genießen. Alles aber, was man also der Welt zu liefern denket, soll ursprünglich deutsch seyn, und man schließet also alle Uebersetzungen von diesen Blättern aus. Den Nachahmungen so wohl alter als neuer Sachen wird man noch einen Raum

Umstand war auch zu verdanken, dass trotz der verhältnismäßig kurzen Lebensdauer der Zeitschrift viele Autoren gerade dadurch einem breiten Publikum bekannt wurden, weil sie hier ihre Schriften veröffentlichen konnten (als ein treffendes Beispiel sei hier Christian Fürchtegott Gellert erwähnt, ein in späteren Jahrzehnten von Albumeinträgern äußerst gern zitierter Autor, der durch die Veröffentlichung seiner Fabeln⁶ in ‚Belustigungen‘ richtig bekannt geworden war).

Die Zeitschrift erschien also inmitten des großen Literaturstreites zwischen Leipzig und Zürich, eines der bedeutendsten Ereignisse der deutschsprachigen Literaturgeschichte im 18. Jahrhundert, zeitnah als die Leipziger Antwort auf Johann Jacob Bodmers und Johann Jacob Breitingers ‚Sammlung critischer, poetischer, und anderer geistvollen Schriften, zur Verbesserung des Urtheils und des Wizes in den Wercken der Wolredendheit und der Poesie‘.⁷ Beiden Presseorganen war gemeinsam, dass sie aus moralischen Wochenschriften hervorgegangen sind, mit denen man seit Beginn des 18. Jahrhunderts das bürgerliche, an den neuesten Werken der Kunst und der Wissenschaft interessierte Publikum nicht nur informieren, sondern auch zu dessen Meinungsbildung beitragen wollte. Bei der Gründung der ‚Belustigungen‘ spielte zweifellos auch Gottscheds Ambition eine Rolle, der seinen Schweizer Streitgegnern ein gleichrangiges

verstatten: weil man darzu doch Witz nöthig hat; und man hier kund machen will, wie viel der deutsche Witz vermag. [...] Alle muntere und verständige Köpfe dieses großen Reichs haben auch die Freyheit, diese Sammlung durch ihren Beytrag zu befördern, und man ersuchet sie hierdurch, uns ihre wohlgerathenen Proben von der Stärke ihres Geistes, und der Gründlichkeit ihres Verstandes zur Bekanntmachung anzuvertrauen. Es ist eine mit von den Absichten dieser Unternehmung, viele geschickte Köpfe unter uns, welche weder Gelegenheit haben, noch deren Umstände es zulassen, ganze Bände von Schriften zu verfertigen, hervorzuziehen, und bekannter zu machen.“ (Belustigungen, S. 14f.).

6 Vgl. Gellert 1744a und 1744b.

7 Der zwischen 1741 und 1749 in zwölf Bänden erschienenen Züricher Zeitschrift von Bodmer und Breitinger waren bekanntlich auch andere Organe sowie Sozietäten mit einschlägiger Intention im deutschsprachigen Raum (wie z. B. die bereits ab den 1720er Jahren erscheinende Zeitschrift ‚Die Discourse der Mahlern‘) vorausgegangen, die Schwabe und Gottsched dazu bewogen haben, ihr Kunstprogramm ähnlich wirksam publik zu machen und dadurch den deutschsprachigen Literaturbetrieb maßgeblich zu bestimmen.

Monatsblatt entgegensetzen wollte. Wie bekannt, war das erklärte Ziel dieser Publikationen die Volksaufklärung vor allem im Kreise des immer breiter werdenden städtischen Lesepublikums, doch durch den hohen Anteil der Streitschriften gegen die Zürcher unter den Publikationen hatten die ‚Belustigungen‘ in der ersten Hälfte ihres Bestehens eher das Profil einer literarischen Pamphletsammlung als das eines volksaufklärerischen Periodikums.

Es entstand ein langwieriger Streitschriftenkrieg, dessen quantitative Dimension von der Forschung bis heute nur unzureichend erfasst worden ist. Dass es dabei um Produkte geht, die heute zum Großteil vergessen sind, sollte dabei keine Rolle spielen, da der Streit maßgeblich für die Bestimmung des intellektuellen Klimas jener Zeit ist. Damals dominierte er den Literaturbetrieb und blieb nicht nur auf Zürich und Leipzig beschränkt. Der Ton verschärfte sich, ja man muss sogar feststellen, dass man bei dem immer verbitterter werdenden Streit den ursprünglichen Gegenstand aus den Augen zu verlieren schien. Das führte zu Unzufriedenheit und zum Konflikt im direkten Umfeld von Gottsched, infolge dessen er auf seine maßgebliche, gestalterische Rolle hinsichtlich des Inhalts der Zeitschrift verzichten musste. Ab dem Jahr 1743 nahm der Anteil der Artikel gegen Bodmer und Breitinger ab. In diesem Jahr erschien auch Pitschels Abhandlung über die Stammbücher.

2 Der Verfasser

Der heute unbekannt Autor, Theodor Lebrecht Pitschel (1716–1743), der Sohn eines Pfarrers, wurde ebenfalls für die geistliche Laufbahn vorgesehen und genoss eine entsprechende Bildung. Nach den Jahren in der auf eine lange ehrwürdige Geschichte zurückblickenden Landesschule Pforta beginnt er sein Studium in Leipzig, wo er schon während der Zeit an der artistischen Fakultät durch seine Sprachgewandtheit und -begabung auffällt. Bedingt durch das Studium, das auch für künftige Theologiestudenten Kurse bei dem Professor für Beredsamkeit vorsah, trifft er auf Gottsched und wird sein überzeugter Anhänger. Gottsched fördert die literarischen Ambitionen des jungen Mannes und bindet ihn in die oben ange-

führten Streitigkeiten mit ein. Dies führte sogar dazu, dass er, der junge, angehende Philologe oder Literat, von Breitingen in seinem ‚Echo des deutschen Witzes‘ sarkastisch als der „Spieszgesell Gottscheds“ bezeichnet wird:

Sonsten muß ich noch berichten, daß die Kunstrichter, die zu leben wissen, und mich tadeln, ob ich gleich noch nicht gestorben bin, der Hr. Prof. Gottsched selbst und sein Spieszgesell Magister Theodor Lebrecht Pitschel sind. Diesen zu misfallen mache mir eine Ehre.⁸

Gottsched übt also eine gravierende Rolle auf Pitschels Laufbahn und auch persönliche Entwicklung aus, trotzdem scheint dieser emanzipiert genug zu sein: Denn bei aller Hochachtung Gottsched gegenüber handelt er gegebenenfalls im Gegensatz zu ihm. So tritt Pitschel z. B. 1742 der Leipziger Sprachgesellschaft „Deutsche Gesellschaft“ bei, aus der Gottsched Jahre davor erbost ausgetreten war. In dieser Gesellschaft, die zwar nach Gottscheds Ausscheiden immer mehr an ihrer Bedeutung einbüßte, hielt man sich noch eine Zeitlang an die für eine Sprachgesellschaft typischen Grundsätze, nämlich die Loslösung der deutschen Sprache vom Französischen und Lateinischen sowie an die Durchsetzung der neuhochdeutschen Schriftsprache im gesamten deutschen Sprachraum. Dies korrelierte mit den Grundinteressen Pitschels und bot ihm die nötige Publikationsmöglichkeit sowie das unerlässliche Personennetzwerk.

3 Überlegungen zu Pitschels Intention

In seinem Aufsatz ‚Stammbuch-Schelte. Theodor Lebrecht Pitschel und seine „Gedanken über die Stammbücher“‘ liefert Schnabel eine umfassende Studie zu Pitschels Text. Ich möchte hier dieses Bild um Aspekte erweitern, die dem Essay über die Stammbücher über die direkte Verbindung zu den Alben hinaus eine weitere Dimension verleihen. Aussagen von

8 ‚Sammlung‘, S. 38. Dieses Zitat stammt aus Bodmers Schrift ‚Von der Critischen Gerechtigkeit Einiger Hochdeutschen Kunstrichter‘. Die darin formulierten Vorwürfe Gottsched und Pitschel gegenüber werden in der Schrift ‚Ob es wahr sey, daß die Deutschen an Miltons verlohrenem Paradiese keinen Geschmack finden‘ (ebd., S. 54–75) noch ausführlicher.

Pitschel werden mit einschlägigen Daten aus dem Fundus der *Inscriptiones Alborum Amicorum* verglichen, vor allem geht es dabei aber um die Frage, mit welcher Intention wohl dieser Text eigentlich entstanden sein mag. Bevor ich aber dazu komme, möchte ich zusammenfassen, was man bisher über den Essay und seine Verortung in der Forschungsgeschichte zu den Stammbüchern wissen kann.

Fragen nach der Herkunft der Stammbücher wurden zwar ab und an gestellt, aber eine halbwegs befriedigende Antwort lag lange nicht vor. Heute weiß man wesentlich mehr und auch der Zugang zur Frage ist wissenschaftlich fundiert, trotzdem können wir uns auf diesem Gebiet immer noch über keine endgültige Antwort freuen. Auch wurde wenig überlegt, ob und wie bei Benutzung oder der damit verbundenen Intention gewisse Regeln befolgt werden, bzw. ob welche festzustellen sind. Im Falle dieser situationsbezogenen Quellensorte, die sogar bis heute gewisser Beliebtheit erfreut, weist bei aller Normhaftigkeit auch eine leicht nachzuvollziehende Heterogenität auf, die wohl nie eine vollständige Auflösung bestimmter Grundfragen erlaubt.

Anfang des 18. Jahrhunderts wird das Stammbuch (*Album amicorum* oder *Philothek*) Gegenstand wissenschaftlicher Arbeiten. Michael Lilienthals Habilitationsschrift aus dem Jahr 1711 (erschienen im Jahr 1712) stellt einen Meilenstein in der Forschungsgeschichte dar, ihre Bedeutung für die spätere Rezeption ist kaum zu überschätzen. Es ist hier nicht möglich, auf Lilienthals Werk näher einzugehen, soviel soll aber erwähnt werden, dass er in seinem *„Schediasma critico-literarium de philothecis“*⁹ die eingeführte Differenzierung zwischen „usus“ und „abusus“ zwar beibehielt, den Akzent aber schon in seinem Vorwort dezidiert darauf legt, dass er diese Textsorte als eine Gattung des literarischen Lebens betrachtet. Dieser Aspekt ist ganz neu zu seiner Zeit, und er konnte selbstverständlich noch nicht wissen, dass diese Quelle auch in der neueren Stammbuchforschung z.B. mit literarischen Anthologien in Beziehung gesetzt wird. Lilienthal hält es bei der Einordnung der Stammbücher als Quellenart für ausschlaggebend, dass das *Album amicorum* im Vergleich zu den *Viaticis* (mit denen die Alben anfangs gern und immer wieder in Relation gesetzt

9 Lilienthal 1712 (Nachdruck in Fechner 1981: 239–298).

wurden) nicht aus einem konkreten und praktischen Grund geführt wurden, sondern dem Halter schwebte ein hehres Ziel vor, eines, das einen Gelehrten oder Aristokraten auszeichnete. Selbstverständlich referierte er auch die in der Literatur verstreut vorkommenden Aussagen zu Nutzen und Problematik der Albumsitte. Als erster aber versuchte er, die Stammbücher nicht nur als Instrument zu interpretieren, um bestimmte Ziele zu erreichen, oder als Exempel für Charakter und Verhalten ihrer Benutzer zu betrachten, sondern sie als einen untersuchungswürdigen Gegenstand zur Kenntnis zu nehmen. Lilienthal war der erste, der auch an Fragen heranzugehen wagte, die auf die Konstitution von Alben und Inskriptionen abzielten, und versuchte den Gegenstand systematisch zu erfassen. Seine Arbeit gilt bis ins späte 19. Jahrhundert als die wichtigste Basis für Untersuchungen, die auf die Stammbücher ausgerichtet sind. Unter diesen folgenden Arbeiten finden wir die ‚Geschichte der Stammbücher...‘¹⁰ von Friedrich Wilhelm Hölbe aus dem Jahr 1798, die im Wesentlichen Lilienthals lateinischen Text ins Deutsche übersetzt und diesen nur gelegentlich um einige Ergänzungen erweitert. Nichtsdestotrotz spielt sie eine wichtige Vermittlerrolle auch für ein breiteres Lesepublikum.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts veröffentlichten die Brüder Richard und Robert Keil die Geschichte der 300 Jahre alten Universität Jena, behandelten bei der Darstellung des Studentenlebens auch die Rolle der Stammbücher und eröffneten eine zunehmend intensivere Erschließung und Auswertung dieser Quelle, indem sie bei ihren Ausführungen auf die Weimarer Stammbuchsammlung Bezug nahmen und diese als eine adäquate Quellensammlung für ihr Forschungsinteresse betrachteten. Am Ende des Jahrhunderts erscheint ihre monographische Arbeit, die sich ausschließlich dem Gegenstand Stammbuch widmet und lange Zeit grundlegend für einschlägige Untersuchungen war.¹¹ Diese Monographie galt im deutschen Sprachraum über eine lange Zeit hinweg als das Grundnachsschlagewerk, wenn es um die Herausbildung der Stammbuchsitte, um die Herkunft der Bezeichnung *Stammbuch* oder eben um die Verbreitung der Sitte ging. Viele spätere Forscher übernehmen die Feststellungen der Brüder Keil – und somit mittelbar Lilienthals Arbeit, da die Keils in

10 Hölbe 1798.

11 Keil/Keil 1858.

ihrer Monographie darauf aufbauen. Solchen systematisierenden Versuchen wurde allerdings erst einmal wenig öffentliches Interesse gewidmet. Stattdessen beschränkte sich das breitere Interesse nach wie vor auf die Inhalte der Einträge, darauf, welchen moralischen Stellenwert diese haben und wie sie mit der Lebenswirklichkeit von Albumhaltern und Inskribenten verknüpft werden können.

Eine Ausnahme gab es jedoch, und zwar den Essay von Theodor Lebrecht Pitschel. Bemerkenswert ist die Rezeptionsgeschichte des Essays, der dank der rasch weitverbreiteten Zeitschrift, in der er veröffentlicht worden ist, sogar in den Stammbuch-Artikel¹² im Zedlerschen Universallexikon Eingang gefunden hatte.¹³ Sowohl der Essay als auch der Lexikonartikel orientieren sich an hauptsächlich ethisch-moralisch fundierten zeittypischen Gesichtspunkten. Diese wünschenswerten Grundsätze werden durch eine Reihe von abwertend-konfrontativen Argumenten aufgeführt. In einem dezidiert nicht für wissenschaftliche Ansprüche formulierten Text bietet Pitschel eine klassisch-traditionelle (ja sogar überkommene) und praktische Morallehre, die idealen Träger der Stammbuchsitte sind Gebildete mit einer soliden moralischen und religiösen Haltung. Erwartet wird eine angemessene Ernsthaftigkeit oder Seriosität, die jedoch in der tatsächlichen Praxis nicht anzutreffen ist. Dies ist umso bedenklicher, als die Einzelnotate eine Eigencharakterisierung postulieren. Pitschel liefert in seinen Ausführungen ein Beispiel für die Albumpraxis seiner Zeit als eine Übergangsperiode zwischen früher, als die Alben eine offenkundige Repräsentationsfunktion erfüllten, und der Gegenwart, die bereits Zeichen der Sentimentalisierung der Alben aufweist.¹⁴

In der Einleitung des Essays positioniert sich Pitschel bewusst als der praktische Betrachter, der sich für die sittlichen Aspekte der Stammbuchpraxis interessiert und sich ausdrücklich nicht mit historisch-theoretischen Fragen auseinandersetzen will:

Sofern ich die Wahrheit sagen soll; so weis ich den Ursprung desjenigen Dinges nicht, – wovon ich meine Gedanken mittheilen will. Und ich kann

12 Art. ‚Stammbuch‘.

13 Vgl. Schnabel 2009: 48.

14 Ebd., S. 72.

weder den Vater, noch den Geburtsort der Geschöpfe angeben, die man Stammbücher nennet. Sonst ist dieses tadelhaft, von einer Sache zu reden, deren Geschlechtsregister man nicht weis; und man scheint in dem Falle etwas von der Vollständigkeit seiner Betrachtungen zu verlieren. Aber von mir bin ich, in Ansehung meiner Absicht bei den Stammbuchsgedanken, die ich hier liefern will, anderer Meynung. Vielleicht könnte ich das wissen, was ich nicht weis; indem ich die Aufsätze einiger Gelehrten, welche der Welt von den Stammbüchern einige Anmerkungen mitgetheilt haben, hätte nachschlagen können. Allein, da ich die Stammbücher nicht auf ihrer theoretischen Seite, sondern auf der sittlichen ansehe: so kann meine dießfalls gebrauchte Bequemlichkeit meinen Lesern wenig verschlagen. Denn ich mache mich nicht anheischig, die Stammbücher in ihrem ersten Ursprung, sondern in ihrer itzigen Gestalt zu zeigen.“ (S. 258f.)

Ähnlich eindeutig formuliert er sein Anliegen an einer späteren Stelle, wenn auch schon scharf reflektierend über seine negative Erfahrung, indem er Folgendes schreibt:

Meine erste Absicht war, die verschiedenen Gestalten der menschlichen Seele zu zeigen, so fern sie sich aus den Stammbüchern erkennen ließen. Dieses konnte ich zwar auf der einen Seite, aber nicht gleichmäßig auf der andern bewerkstelligen. Wenn man elend denkt, freigeisterisch redet, und schändlich thut: so geht es aus Herzensgrunde. Denn mit Vorsatze stellet sich in diesem Punkte niemand schlechter an, als er ist. (S. 453)

Pitschel erklärt, dass er sich seinem Gegenstand unter dem Aspekt der „demokratischen Lehrverfassung“ nähert, da [es]

von den meisten [...] wahr [ist], daß sie, wie eine Welt dieses Weltweisen, ohne Verstand und Absicht, aus vielen einzelnen Theilchen in ein Ganzes zusammen gelaufen sind; welches, wenn es fertig ist, ein Sammelplatz vernünftiger, unvernünftiger, und auch ganz lebloser Dinge heißen kann. (S. 259)

Als Bestandteile, aus denen die Stammbücher bestehen, sind der Halter (Pitschel spricht noch von „Besitzer“) und dessen Intention, der Einträger und dessen Selbstdarstellung durch die Inskriptionen sowie die Eintrags-texte, die er unter Anführung zahlreicher anschaulicher Beispiele ein-drucksvoll und äußerst kritisch beschreibt, zu betrachten.

3.1 Halter

Pitschel behauptet, in seinem Umfeld habe er niemanden kennen gelernt, der auf die Frage, warum er denn ein Stammbuch hat, mehr geantwortet hat „als weil es andere thun“. Um den Betroffenen wegen dieser mehr als peinlichen Begründung zur Hilfe zu kommen, führt er einen Grund an, der aus seiner Sicht nachvollziehbar ist und eine gewissermaßen kultivierte Intention erkennbar macht:

Ich habe angemerkt, daß sich viele ein Stammbuch machen lassen, weil sie Liebhaber von Zeichnen und Malerei sind. Man hat ein Stammbuch gesehen, in welches ein und anderes Stück gezeichnet gewesen, dieses hat gefallen; denn es hat bunt ausgesehen. (S. 260–261)

Wie scharfzünftig diese letzte Anmerkung formuliert ist, darauf deutet der Hinweis, dass er selbst gesehen habe, wie

... wohl eher eine sitzende Pallas, von der Frau Wernerinn,¹⁵ welche grau in grau gewesen, obenhin angesehen, und öfters gleichgültig überblättert worden; ein eingeleimter Zwerg aber eine begierige Betrachtung erweckt, und Beifall gefunden hat, welcher in Kupfer gestochen, und darauf bei der fein tollen und scheckichten Ausmalung mit einem mit Silber eingefassten Barte versehen. (S. 261)

Der strenge Kritiker meint die Halter und die Stammbuchssitte an sich eines ziemlich niedrigen Kunstgeschmacks überführt und gleichzeitig sich als einen Kenner wahrer Kunst etabliert zu haben. Gleichfalls missbilligend erwähnt er die andere landläufig verbreitete Ansicht über die eigentliche Funktion eines Stammbuchs, wenn er meint:

15 Anna Maria Werner (Danzig, 1688 – Dresden, 1753), eine im 18. Jahrhundert berühmte „königlich-polnische und Chursächsische Hofzeichnerin“ und Miniaturmalerin, war die Tochter des Berliner Goldschmieds namens Hayd oder Heid. Sie heiratete den Maler Christoph Joseph Werner (Augsburg, 1670 – Berlin, 1750). Ihr gemeinsamer Sohn Christoph Joseph (II.) Werner war ebenfalls Maler und stand im Dienst des polnischen Königs Stanislaus II. August in Warschau. Die „Wernerinn“ porträtierte Gottsched und illustrierte auch dessen ‚Versuch einer kritischen Dichtkunst‘. Vgl. ‚Nachruf‘, S. 601–611 und Reitinger 2016: 42.

Man giebt vor, man will dadurch das Andenken seiner Freunde und Gönner erhalten. Und vielleicht werde ich hier und da in Gedanken gescholten, daß ich nichts von dem zureichenden Grunde der Stammbücher wissen will: da doch dieser Grund öfters auf dem Titelblatte in einer zierlichen Aufschrift erscheine, und mir also nicht unbekannt sein könne. (S. 262)

Pitschel findet dies alles höchst fragwürdig, auch wenn er einräumt: „Wahr ist es, daß die Stammbücher ordentlich in den Schul- und Universitätsjahren, und also in dem flüchtigsten Lebenstheile ihrer Besitzer wachsen...“ (S. 263), aber auch schnell hinzufügt:

... so ist es in der That auch keine Ehre für ihre Herren Besitzer, wenn sie sich nicht zutrauen, in den ferneren Jahren, ohne Hülfe ihres durchblätterten Stammbuchs, an diejenigen zu gedenken, welche ihnen Liebe, Dank und Ehrfurcht auf ewig ins Herz graben sollten. Und ich bedaure, in dem Falle, Freunde, Lehrer und Gönner, welche ihre Gefälligkeit und Mühe bey so vergeßlichen Gehirnen verschwendet haben. Es ist gewiss genug, daß ich mit meinen so freymüthigen Urtheilen bey den allzugroßen Freunden der Stammbücher schlechten Dank verdiene. Allein ich weis es nicht anders zu machen. (S. 263)

3.2 Einträger

So kritisch, wie Pitschel mit den Haltern („Besitzern“) eines Stammbuchs verfährt, geht er auch mit den Einträgern um, wenn er diesen in zahlreichen Beispielen Unwissen oder eben Hochmut nachweist:

Wird man wohl auf etwas anders, als auf den einfältigsten und abgeschmacktesten Hochmuth schließen können, wenn man sieht, daß sich ein schlechter Candidat der Rechte vor zwey drey Grafen aus alten Häusern einschreibt? Kann man ihn entschuldigen, daß sich vielleicht die Grafen erst nach der Zeit eingeschrieben, und er ohne seine Schuld so in die Rangordnung gestellet worden; wenn seine Tagesunterschrift zeige, daß er sich erst ein paar Jahr nach ihrem Einschreiben zwischen sie gepflanzt hat? Oder kann er etwa die Kürze der Zeit, und die daraus folgende Uebereilung und Unterlassung des Blätterns zur Ausflucht anneh-

men, da er, wie man sieht, gleichwohl Zeit gehabt, seinen werthen Namen künstlich und zierlich genug einzumalen? (S. 272f.)

Im nächsten Beispiel wird er konkreter, indem er klarstellt, dass es nicht nur ein Verstoß gegen die sozialhierarchisch begründete Ordnung ist, will man sich im kleinen „Universum“ eines Stammbuchs einen Platz anmaßen, der einem qua herkömmlicher Auffassung nicht zusteht, sondern dass man sich dabei zwangsläufig als unwürdig bloßstellt und lächerlich macht:

Der Leser urtheile, ob ich mit Rechte oder mit Unrechte auch das für einen Hochmuth halte, wenn man sich mit dem Range, den man wirklich hat, gar zu breit machet und sich allzu viel darauf zu gute thut, daß man etwa vier Arten von Menschen unter sich hat, ohne zu bedenken, daß auch wohl noch acht bis zehen Gattungen über uns sind. Wenigstens sieht es einem Hochmuthe sehr gleich, was man bey dem folgenden an sich kurzen, aber mit einem langen Schweife begleiteten Dreyfußspruche gedenken muß, bei welchem ich weiter nichts erinnern will, als daß ich von Leuten, die es wissen können, erfahren habe, daß die beiden von mir mit Sternchen bezeichneten Namen nicht Rittergüter, sondern eine Mühle und eine Schenke bedeuten.

Honestè, decorè, justè.

Haec memoriae causa adscripta

D - - H - - - X - - -

Haereditarius in F*** et B***, ICTus,

Sereniss. - - - - Duc - - - Consil. Aul. Facult.

Iurid. et Scab. Praeses Ordinarius, Curiae Prouinc.

- - - Assessor et Antecessor Primarius in

Academia - - - - . (S. 273f.)

In die Kategorie arroganter Prätention fällt auch der gedankenlose Gebrauch von Fremdsprachen, den der rigorose Kritiker auch ins Lächerliche zieht:

Eine gewisse Gattung eines Schülerhochmuthes ist es, daß gewisse Leute sich nicht entbrechen können, ein Denksprüchlein in derjenigen Sprache einzuschreiben, in der sie am wenigsten wissen. Es hat mancher den

Sprachmeister kaum drei Stunden auf die Stube kommen lassen, wenn er seinem Bekannten ein italiänisches Sprüchwörtchen einschreibt. (S. 274)

3.3 Eintragstexte

Ein drittes Element in diesem Austausch zwischen Halter und Einträger stellen die Eintragstexte dar, und zwar nicht die durch die jahrhundertelange Praxis zum unverzichtbaren Gerüst eines Einzelnotats gewordenen Paratexte, sondern die „Textteile“,¹⁶ in denen es inhaltlich wie formal zu den vielfältigsten Aussagen kommen kann. Auch wenn wir diese „Textteile“ bei der Erschließung der Hungarica-Einträge „*inscriptio*“ nennen, verstehen auch wir darunter die im oberen Drittel des Stammbucheintrags in einem Oktavband ausgefüllte Parzelle, die dem Einträger die meiste Freiheit erlaubt, eine individuelle, *ad personam*-Aussage zu formulieren.¹⁷ Pitschel entfaltet seine Kritik an diesem Punkt am eindeutigsten, wenn er das Schlaglicht seiner Überlegungen auf Texte wirft, die nicht in den zu seiner Zeit herkömmlichen Kanon gehören. Er geht nämlich davon aus, dass diese Texte grundsätzlich zwei Funktionen zu erfüllen haben: Zum einen vermögen sie zusammen mit den anderen gleichgesinnten Texten als eine sich aus heterogenen Quellen speisende private Regelsammlung für den Halter zu gelten, zum anderen ermöglichen sie dem Einträger im gebotenen Rahmen, seine Gelehrtheit, moralische Beschaffenheit und Bekenntnisse aller Art zum Ausdruck zu bringen. Man zitiert und bedient sich der Aussagen aus dem „Kanon“, und hierzu gehören auch Texte wie Sprichwörter oder Trinklieder, die gerade Studenten gerne einsetzen. So auch die von Pitschel zitierten Stellen:

Spes mea prima Deus, spes altera verus amicus,
Tertia spes gladius, quarta puella manet.

Wer es Deutsch lesen will, der muß mit dieser Uebersetzung vorlieb nehmen:

Die Stücke, die mein Wunsch in ihrer Reihe sind,
Sind Gott, ein wahrer Freund, das Schwerdt, ein schönes Kind.

16 Vgl. Schnabel 2003: 61ff.

17 Vgl. Katona/Latzkovits 2017.

...

Christus im Herzen, ein Mägdchen im Arm,
Der eine macht selig, das andre macht warm. (S. 343)

Inwieweit diese hervorgehobenen Beispiele als repräsentativ betrachtet werden können, sei dahingestellt, zumal Pitschel selbst nicht darum bemüht war, überprüfbare Aussagen zum Thema zu formulieren. Er folgte seiner Intention, auf den Abusus der Stammbuchsitte aufmerksam zu machen.

4 Der Essay im Spiegel der Hungarica-Einträge

Das Material in der oben erwähnten, Hungarica-Alben und -Einträge beinhaltenden Sammlung wird dagegen eine Datenmenge bieten, aufgrund deren fundierte Rückschlüsse auf diese Fragen zu ziehen sind. Auch wenn das Ende der Arbeit noch nicht abzusehen ist, zeichnen sich anhand der bis dato mehr als 15000 erschlossenen Einträge Tendenzen ab, die hier summarisch skizziert werden können. Den Großteil der Halter von Hungarica-Alben sowie der Hungarica-Einträger bilden vorwiegend Gelehrte und Studenten, dementsprechend gestalten sich auch Alben und Einzelnotate, hauptsächlich dem traditionellen Stammbuchgebrauch folgend, „Verstöße gegen die Regel“ sind verschwindend gering an der Zahl. Diese Aussage beruht auf den bislang fast 7000 Einträgen¹⁸ (darunter befinden sich zahlreiche vollständige Hungarica-Alben) aus der Zeit zwischen ca. 1550 und 1750, die zur Zeit in der Datenbank *Inscriptiones Alborum Amicorum* erschlossen vorliegen, um einen vergleichbaren Zeitraum zu avisieren, wie der für Pitschel geltend gewesen sein mag (Näheres darüber wird im Essay nicht mitgeteilt). Der Stammbuchgebrauch unter den Ungarn orientierte sich weitestgehend an dem Muster, das sie während ihrer *peregrinatio academica* im Ausland kennen gelernt hatten, allen voran im deutschsprachigen Raum. Sie folgen also diesem Muster und das bedeutet auch, dass sie die Änderungen im Gebrauch mit gewisser zeitlicher Verzögerung wahrnehmen und praktizieren. Dafür soll hier, in Anknüpfung

18 Es handelt sich dabei überwiegend um studentische Einträge.

an den Punkt „Eintragstexte“ in Pitschels Essay, in dem er die in seinen Augen fragwürdigen Trink-, Stimmungs- oder „Studentenlieder“ als eine der wünschenswerten moralischen Haltung abträgliche Äußerungsform anprangert, ein einziger Hinweis im Spiegel der Hungarica-Einträge angeführt werden: Die Zahl der bis dato in unserer Datenbank zu findenden Einträge, die in der Manier der oben angeführten Zitate entstanden waren, beläuft sich auf weniger als zehn. Alle stammen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert. Zum Vergleich mit den obigen Beispielen sollen hier die erwähnten Eintragstexte stehen, von denen fünf in Hungarica-Alben überliefert sind:

Leg du kein Messer nicht und Jungfer auf den Rücken,
sonst kann man aus beyden ein Unglück bald erblicken.¹⁹

Studenten, die nichts schuldig sind,
Ein Jäger ohne Hunde,
Ein junger Doktor ohne Wind,
Ein Fleischer ohne Pfunde,
Ein Jungfern Hemmdchen ohne Flöh,
Ein Degen ohne Klinge,
Ein kalter Winter ohne Schnee,
Sind unerhörte Dinge.²⁰

Bey leipziger Mädchen u[nd] Ungrischem Wein
Muss Jena wirklich ein Paradies seyn.²¹

Nicht Fleisch zu essen! Nicht Wein zu trincken! Nicht sein Mädchen zu
sehen, ist die härteste Diät!²²

Ich bin ein reicher Man[n], ich habe
das göttliche Geschenk, die Gabe

19 IAA, 8747. Halter: Hrabovszky, Sámuel; Einträger: Lorenz, Gottlob Heinrich (stud. teol.); Eintragungszeit und -ort: 1757, Wittenberg.

20 IAA, 10850. Halter: Kaposi Molnár Sándor; Einträger: Kuehner, J. Cr. (stud. jur.); Eintragungszeit und -ort: 1793, Jena.

21 IAA, 3443. Halter: Sztehlo, András (II.); Einträger: Martini, András; Eintragungszeit und -ort: 1778, Jena.

22 IAA, 8275. Halter: Lorentz, Johann Gerhard (= kein Hungarus); Einträger: Graeser, Johann Benjamin (stud. theol. aus Siebenbürgen); Eintragungszeit und -ort: 1781, Jena.

Mit wenigem vergnügt zu seyn.
Ich hab' ein Mädchen gut zu küssen,
Und einen Freund, ein gut Gewissen,
Alltäglich auch mein Gläschen Wein.²³

Schöne Mädchen sind geschaffen
Einzig und allein für Pfaffen,
Drum erwählst du dir den Orden,
Sonst wärst du Jurist geworden.²⁴

5 Zusammenfassung

Aus heutiger Sicht stellt Pitschels Essay jene Ansichten und plastischen Reflexionen über den Gebrauch von Stammbüchern dar, die eine praktische Morallehre formulieren. Diese sieht im Idealfall wie folgt aus: Richtunggebende Träger sind gebildete Personen mit einer soliden moralisch-religiösen Haltung, denen Seriosität grundsätzlich nichts erlaubt, was eine Regel- oder Normverletzung darstellt. Die sich in einer komplexen Form von Bild und Text äußernden Einträger sind sich dessen bewusst, dass sie durch den Akt des Eintragens sich selbst präsentieren und daher authentisch sind. Diese Repräsentationsfunktion ist samt ihrer Ernsthaftigkeit aufrechtzuerhalten und die sich abzeichnenden neuen „Sitten“ mit ihrer eindeutigen Neigung zum Spaßhaften, ja sogar Parodistischen, oder zum Affektierten sind zu bekämpfen.

Der Essay kann mit allem Recht als Stammbuchkritik ausgelegt werden, auch wenn die formulierten Verbesserungsvorschläge kaum Eingang in die tatsächliche Stammbuchpraxis gefunden haben. Ich zitiere Schnabel:

Pitschels moralistische Aburteilung des Stammbuchs versuchte sich der aufbrechenden Dynamik einer Entwicklung entgegenzustellen, die im 18.

23 IAA, 9097. Halter: Schwarz, Michael (I.); Einträger: Kleimann, Georg Gottlieb; Eintragungszeit und -ort: 1784, Pressburg.

24 IAA, 11130. Halter: Machula, Gábor; Einträgerin: G., P. (vorläufig nicht identifiziert); Eintragungszeit: 1790–1802, Eintragungsort: unbekannt.

Jahrhundert auch zu einem Wandel der Albumpraxis führte. Sein Anliegen, die Philothek in den Dienst der rationalistischen Morallehre zu stellen, ist ebenso gescheitert wie das Bestreben seines Lehrers Gottsched, mithilfe der Literatur eine bürgerliche Sittenreform zu betreiben.²⁵

Mit dieser Feststellung voll und ganz einverstanden, möchte ich jedoch in meinen Überlegungen weitergehen, indem ich zu bedenken gebe, dass dieser Text doch offensichtlich populär und wirkungsmächtig war. Wenn auch nicht in Bezug auf die Verbesserung der Stammbuchsitte, so zumindest als Schöpfung seines Autors als kunstvoller Umgang mit der Sprache. Oder als ein leidenschaftlich formulierter Appell an die Leser, den um die Mitte des Jahrhunderts im Leipziger Geistesleben sich abzeichnenden Änderungen entgegenzutreten. Meiner Ansicht nach sollte man mit in die Überlegungen einbeziehen, dass die Medienmetropole Leipzig als solche als wirkungsmächtiger Schauplatz fungierte, und dies sowohl bei der Entstehung des Essays als auch bei dessen Verbreitung. Die neuerdings als die „Sächsische Aufklärung“ apostrophierte Periode innerhalb der „langen“ Aufklärung dauerte bis in die 60er Jahre des 18. Jahrhunderts, Gottscheds Poetik und Sprachnormierung, in deren Mittelpunkt nach wie vor die Opitzsche Vorstellung von einer deutschen Nationalliteratur stand, galten als unumstrittener Orientierungspunkt.²⁶

Aus der Sicht der Stammbuchforschung ist Pitschels konservativ angelegter Essay zweifelsohne ein spannendes, aufschlussreiches Werk, das aber auch über die explizit formulierten Aussagen hinaus eine Deutungsdimension birgt, die noch einer näheren Untersuchung bedarf. In ihm sehe ich von heute aus betrachtet ein Werk, das eine Quelle zu deuten versucht, andererseits aber auch ein Werk, das die zu deutende Quelle instrumentalisiert für Zwecke, die, wie oben angedeutet, ein viel schwerwiegenderes Anliegen hatten als die Schelte auf die Stammbücher.

25 Schnabel 2009: 73.

26 Vgl. dazu Stockinger 2001.

Literaturverzeichnis

- Art. ‚Stammbuch‘ = Artikel ‚Stammbuch‘ in: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste. Verl. von Johann Heinrich Zedler (1731–1754). Halle/Leipzig. Bd. 39, Sp. 1062–1071.
- ‚Belustigungen‘ = Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Auf das Jahr 1741, Heumonath. Leipzig.
- Fechner, Jörg-Ulrich (1981): Stammbücher als kulturhistorische Quellen (=Wolfenbütteler Forschungen 11). München: Kraus International Publications.
- Gellert, Christian Fürchtegott (1744a): ‚Damotas und Phyllis‘. In: ‚Belustigungen‘ 1/6, S. 471.
- Gellert, Christian Fürchtegott (1744b): ‚Die Wahrheit. Eine Fabel‘. In: ‚Belustigungen‘ 1/6, S. 565.
- Hölbe, Friedrich Wilhelm (1798): Geschichte der Stammbücher nebst Bemerkungen über die bessere Einrichtung derselben für jeden, dem Freundschaft lieb ist. Camburg a. d. Saale: Hofmann.
- Inscriptiones Alborum Amicorum. Datenbasis Online unter der URL:
<http://iaa.bibl.u-szeged.hu/index.php?page=home&subpage=&letter=&lang=de> (DOI: 10.14232/iaa)
- Katona, Tünde / Latzkovits, Miklós (2017): A harántoktáv alakú albumok poétikája (2.) [Die Poetik der Stammbücher im Queroktav, 2]. In: Bartha, Katalin Ágnes / Biró, Annamária / Demeter, Zsuzsa / Tar, Gabriella-Nóra (Hrsg.): Hortus Amicorum. Köszöntökötet Egyed Emese tiszteletére. Kolozsvár: Erdélyi Múzeum Egyesület. S. 136–148.
- Keil, Richard / Keil, Robert (1858): Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548–1858). Eine Festgabe zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena. Leipzig: Brockhaus.
- Lilienthal, Michael (1712): Schediasma Critico-Literarium de Philothecis varioque earundem Usu & Abusu, vulgo von Stamm-Büchern [...]. Königsberg [Nachdruck in: Fechner, Jörg-Ulrich: Stammbücher als kulturhistorische Quellen (=Wolfenbütteler Forschungen 11). München: Kraus International Publications 1981. S. 239–298].

- Müller, Ralf C. (2006): Prosopographie der Reisenden und Migranten ins Osmanische Reich (1396–1611): Berichterstatter aus dem Heiligen Römischen Reich, außer burgundische Gebiete und Reichsromania, Bd. VII. Leipzig: Eudora.
- „Nachruf“ = „Ein Nachruf auf Anna Maria Werner“. In: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, Nr. VIII, Aerntemond 1754, Leipzig.
- Pitschel, Theodor Lebrecht (1743): Gedanken über die Stammbücher. In: Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Auf das Jahr 1743, Märzmonat (S. 258–279) – Aprilmonat (S. 337–356) – Maymonat (S. 436–460). Leipzig: Breitkopf [zweite Auflage 1744].
- Reitinger, Franz (2016): Die blaue Epoche. Reduktive Farbigkeit im Rokoko. Berlin: Lukas.
- „Sammlung“ = Sammlung Critischer, Poetischer, und anderer geistvollen Schriften zur Verbesserung des Urtheiles und des Wizes in den Wercken der Wolredenheit und der Poesie. Bd. 6. Zürich: Orell und Comp. 1742.
- Schnabel, Werner Wilhelm (2003): Das Stammbuch. Konstitution und Geschichte einer textsortenbezogenen Sammelform bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts. Tübingen: Niemeyer.
- Schnabel, Werner Wilhelm (2009): Stammbuch-Schelte. Theodor Lebrecht Pitschel und seine „Gedanken über die Stammbücher“. In: Berzeviczy, Klára / Lőkös, Péter (Hrsg.): *Ars longa, vita academica brevis: Studien zur Stammbuchpraxis des 16.–18. Jahrhunderts*. Budapest: Országos Széchényi Könyvtár. S. 47–73.
- Stockinger, Ludwig (2001): Die Sächsische Aufklärung als Modell deutscher Aufklärungsvarianten. In: Klingenberg, Anneliese / Middel, Katharina / Middel, Matthias / Stockinger, Ludwig (Hrsg.): *Sächsische Aufklärung (=Leipziger Studien zur Erforschung von regionenbezogenen Identifikationsprozessen, 7)*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag. S. 23–48.

